

Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten.

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2015, 328 S., ISBN 978-3-205-79541-4.

William M. Johnston ist einer der tiefsten Kenner der habsburgischen Kulturgeschichte in der Zeit der Moderne um 1900, wovon vor allem sein inzwischen in vierter Auflage vorliegendes Standardwerk „Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte“ zeugt.¹ Mit seinem neuesten Buch legt er einen synthetisierenden Forschungsbericht vor, der das Ziel hat, die vielfältigen Forschungsergebnisse, vielfach in „obskuren Zeitschriften“ (was meint er damit?) erschienen, die vom Mainstream der Forschung häufig nicht zur Kenntnis genommen wurden, in Form eines bibliografischen Wegweisers zu präsentieren (S. 21). Zugleich soll damit das Repertoire an kulturgeschichtlichen Schlüsselbegriffen eine Erweiterung finden (S. 227). Auf diese Weise eröffnete sich ein „alternativer Kanon an Sekundärliteratur zur Doppelmonarchie und ihrer Kultur“ (S. 20). Geleitet von dem Anspruch einer kulturvergleichenden Forschung geht es Johnston darum, aus dem Grenzfluss zwischen Österreich und Ungarn, einer „Leitha des Vergessens“ eine „Leitha der Erinnerung zu machen“ (S. 15), also eine „Kulturgeschichte der Doppelmonarchie“ (S. 23) zu skizzieren, die von Asymmetrien der Aufmerksamkeit geprägt sei, die es zu überwinden gelte (S. 25).

Richtete das ältere Paradigma der geisteswissenschaftlichen Habsburgforschung einen exklusiven Fokus auf Wien um 1900, so habe sich längst ein alternativer Kanon herausgebildet, der den Blick auf die Kultur der gesamten Monarchie lenke und der im neuen Paradigma eines „Zusammenleben[s] verschiedener Ethnizitäten das Poten-

¹ Johnston, William M.: Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938. Wien, Köln, Weimar 2006.

tial, neue Ideen und konstruktive Zusammenarbeit freizusetzen“ erkenne (S. 28), während im älteren Paradigma „daraus nur allzu oft Einsamkeit, Neurose und inter-ethnischer Konflikt“ herausgelesen würden (S. 28). Der damit konzipierte neue Doppelmonarchie-Ansatz, für den eine „Neukonzeptualisierung der Beziehungen der Teile zum Ganzen“ erforderlich sei, trage der „heterogenen Kultur der Doppelmonarchie“ Rechnung, die das „intellektuelle Abenteuerum“ geradezu erfordere (S. 22), welches vor allem in kürzeren Artikeln und weniger in Monografien gestattet sei. Es geht Johnston somit um die Gemeinsamkeiten von österreichischer und ungarischer Kultur, die er in diesen Studien nachzuweisen sucht – und das durchaus erfolgreich.

Aufgeteilt in Kapitel zu „zukunftsweisenden Historikern“ und „wegweisenden Themen“ wird der Fokus gleichermaßen auf die unterschiedlichen intellektuellen Akteure und deren Ideen gelenkt. So fungieren im ersten Teil Architekturhistoriker als Pioniere einer transnationalen Perspektive, die den Blick auf die Verbindung von Ethnizität und Territorium werfen und Bauwerke in ihrer kommunikativen Dimension analysieren. Architektur bietet wie die Operette und das Drama „Vokabularien der Kultur in den Debatten zwischen Ethnizitäten, Ideologen, Künstlern und Verwaltungsbeamten“, wobei das individuelle Bauwerk immer auch überpersonale „politische und soziale Bedeutungen“ entfaltet (S. 45).

Die mitteleuropäische Bildungsethik im folgenden Kapitel dient als Grundlage des „österreichischen Menschen“, dem Johnston bereits eine eigene Studie gewidmet hat.² Dessen zentrale Charakteristika sind: der Dienst an einer idealisierten Dynastie, die fehlende Identität mit der lokalen Heimat, die Abgrenzung von Preußen-Deutschland (S. 46). Ausgehend von Hugo von Hofmannsthals Essays setzt sich Johnston erneut mit Oskar Bendas Konzept des Dienstadels und mit der Anton Gindeley-Illusion auseinander, dem „flüchtigen Experiment transnationaler Kooperation“ (S. 56).

Nach Charles S. Maiers Aufsatz „City, Empire, and Imperial Aftermath“ und der Studie von Virgil Nemoianu nennt Johnston als dritte Quelle drei zentrale Artikel von Wolfgang Grassl und Barry Smith, die, vorbereitet von Marcel Cornis-Pope, das Konzept einer marginozentrischen urbanen Kultur vertreten und am Beispiel von Czernowitz, Temesvar und Großwardein ausarbeiten (S. 73). Die Vermischung von Ethnizitäten begünstige marginozentrische Städte als Orte, deren Logik „wesentlich geprägt [sei] von der Überwindung von Grenzen – administrativen Grenzen zwischen Regionen oder kulturellen Grenzen zwischen verschiedenen Ethnizitäten.“ (S. 75) Hierfür steht vor allem Czernowitz bzw. die Bukowina als Versuchslabor für ein vereintes Europa (S. 76).

Johnston folgt dabei vor allem der „Theorie Österreichs“ von Grassl und Smith, nach der marginozentrische Städte und Regionen nicht nur harmonisierend im Zusammenleben wirkten, sondern auch innovativ auf intellektuellem Gebiet (S. 81). Am Beispiel Bartók wird der Nachweis einer „unerhörten Vielfalt transleithanischer Volksmusik“ geführt, ein „ständiges Geben und Nehmen von Melodien“, ein „stän-

² Ders.: *Der österreichische Mensch. Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs*. Wien, Köln, Graz 2010.

diges Kreuzen und Wiederkreuzen“ (S. 82); Kulturkontakt wird hier verstanden als Anregung zur Ausbildung neuer Stilarten und zur Hybridisierung (S. 83). Gerade der interethnische Charakter des Habsburgerreiches mit einer „ungebremsten Vermehrung von Kreuzungs- und abermaligen Kreuzungsvorgängen“ scheint in besonderer Weise als Voraussetzung für Kreativität gewirkt zu haben (S. 86). Es ist die Verbindung aus Individualität mit den Traditionen der unterschiedlichen ineinander verschränkten Bezugssysteme, die als spezifisch österreichisch-ungarische Kreativität erkannt wird (S. 86) und in der die Monarchie als abhängige Formation erscheint, in der Gelingen und Scheitern gleichermaßen angelegt seien (S. 88). Das Fazit nach Grassl und Smith (On Creativity and the Philosophy of the Supranational State):

Charakteristisch für die Kreativität, die sich im supranationalen Österreich manifestierte, ist nicht einfach die Verschiedenheit der Elemente, sondern die Fusion und Re-Fusion ganzer Bezugssysteme (Sitten und Bräuche, Sprachen, Traditionen, Praktiken). Die einzelnen kulturellen Produkte sind daher nicht bloß neue Kombinationen bereits vorhandener Elemente, sondern Manifestationen neuer Formen und Bedeutungen, die durch die sie umgebenden neuen, komplexeren Bezugssysteme ermöglicht werden. (S. 89)

Das folgende Kapitel setzt sich mit dem Konzept der Pluralität auseinander, das von Wissenschaftlern wie György Vajda, István Fried, Péter Hanák, Moritz Csáky und Ákos Moravánsky entwickelt wurde, um Nachweise von „Gemeinsamkeiten in Literatur, Musiktheater, architektonischer Praxis, Etikette und dem Verhaltenskodex des Militärs“ zu liefern (S. 91). Habsburg fungiert als „Arena kultureller Pluralität“ (S. 92), wobei sowohl Tendenzen zu vielfältigen kulturellen Identitäten als auch Abgrenzungen voneinander bis hin zu wechselseitigem Hass (S. 92), also Inklusion und Exklusion gleichermaßen, konstatiert werden. Pluralität entsteht durch exogene Einflüsse, genannt wird eine gesamteuropäische Pluralität, die geprägt ist durch Spanien und Flandern, die Deutschen in Wien und Prag, sowie durch endogene Einflüsse über autochthone kulturelle Codes der jeweiligen Subregionen (Kronländer). Für Habsburg wird dabei eine soziokulturelle Multipolarität der Bezugssysteme fest postuliert, die sowohl endogene als auch exogene Pluralität (S. 93) und damit Ethnogenese förderten. Dabei wird keine einseitige Konzeption von Multikulturalität vertreten, sondern Mitteleuropa als „Konzept polyphoner, hybrider Kulturen“ (S. 94) verstanden.

Johnston wendet sich dann den literarischen Kulturgeschichten wie der von György Vajda zu, der eine literarische Phänomenologie der Doppelmonarchie-Kultur in der Tradition von Edmund Husserl konzipierte, die von einer Synthese bzw. Abmilderung der Extreme der französischen Aufklärung und der deutschen Romantik ausging und damit eine Erklärung für die Ausprägung des habsburgischen Biedermeier fände (S. 109), einer literarischen Entwicklung, die sich als spezifische kulturelle Tradition bis auf Kafka verfolgen lasse:

Die Situationen und Ereignisse in [Kafkas] Geschichten fluktuieren zwischen Realität und Traumwelt; sie bewegen sich hinüber und herüber und realistische Details und groteske und phantastische Elemente wechseln einander ab, als wären Realität und Fantasie prinzipiell durch keine Grenze getrennt. (S. 116)

Kennzeichen der österreichisch-ungarischen Schriftsteller sei, so das phänomenologische Bild, dass sie sich an einen unbequemen aktuellen Zustand klammern und ein dahinter liegendes Wesen postulieren (S. 116):

Im Rückblick auf die historische Formierung der Monarchie neigt man dazu zu meinen, diese sei einstmals ein Europa im Kleinformat gewesen, dessen *telos* – ein homogener Staat einander in Freundschaft zugetaner Völker und Nationen – niemals den Zustand einer gereiften Gestalt erreichen konnte, der deshalb, ähnlich der gereiften Gestalt Europas, in unendlicher Ferne lag. (S. 117)

Und damit ist man bei der These einer unter der Oberfläche der Feindseligkeit liegenden, tieferen Form von Verwandtschaft:

Die Nationen [der Doppelmonarchie] hassten einander, und die Intellektuellen, Schriftsteller und Künstler in Städten wie Prag, Zagreb, Bratislava, Sarajevo fühlten sich von beiden Nationen, die dem Doppelstaat seinen Namen gaben, unterdrückt; die verschiedenen Nationalitäten angehörigen Offiziere und gemeinen Soldaten konnten einander nicht ausstehen [...] Trotzdem kann man über Bürger der großen mitteleuropäischen Monarchie dasselbe sagen, was Husserl über die verfeindeten Nationen Europas sagte, dass sie nämlich ungeachtet aller Gefühle von Feindseligkeit in ihrem Innersten ein geheimes Gefühl naher Verwandtschaft und eines vertrauten Zuhauses nährten. (S. 117 f.)

Johnston setzt sich ferner mit Peter Weibels These eines kreativen Potentials der Emigration und mit dem Konzept einer dritten Kultur, in der Kunst und Wissenschaft verschmelzen, auseinander (S. 136) und knüpft an die Darstellung der Moderne bei Endre Kiss (S. 129-132) an, dessen Ablaufschema mit dem Auftreten „heroischer Meister“ (wie Baudelaire, Ibsen, Strindberg, der frühe Nietzsche) beginnt, an die Vertreter des multinationalen Habsburg, Wiens und Budapests um 1900 an die die Phase von Vertretern des multinationalen Habsburg, Wiens und Budapests (Bahr, Schnitzler, Altenberg, der junge Hofmannsthal) anknüpft, die dann wiederum von der Phase der Avantgarde abgelöst werde, die aber nicht mehr in Wien und Budapest erfolgte. Ein weiteres Konzept, mit dem sich Johnston befasst, sind die Bestimmungen von Wirklichkeit bei Joseph Stern (S. 150 f.), der in Bezug auf die Moderne in Habsburg einen prekären Geisteszustand als Produkt einer Mythen schaffenden Vorstellungskraft, der zudem nur schwer zu erreichen sei, postuliert. Ferner könnten Dinge, die nicht schön oder sicher sind, realer als alles andere sein. Und schließlich erfolge eine Perpetuierung der alten Dichotomie von Wirklichkeit und Sprache.

Damit kommt Johnston zum Konzept des Doppelmonarchie-Menschen, dessen Charakteristika bei Mihaly Babits in der Politisierung der bisher unpolitischen österreichischen Autoren durch den Weltkrieg (Hofmannsthal, Bahr) gegenüber einer Entpolitisierung bzw. Entfremdung in Ungarn wie bei Ady und Babits erkannt werden, die den Krieg als das Ende Ungarns und Europas wahrnahmen (S. 166). Ein weiteres Konzept des österreichischen Menschen wird von Deszö Kostolányi entworfen. Der österreichische Mensch sei apolitisch und monarchisch eingestellt, befasse sich mit den eigenen, inneren Widersprüchen und deren radikaler Introversion (Schnitzler, Werfel, Zweig, Altenburg), stehe in der Spannung zwischen germanischer Tiefe des Nordens und südländischer Leichtlebigkeit (Italien) und sei Träger eines quintessenzialistischen Selbst. Dies führe zu dem Konzept des beinahe Tragischen (S. 176), das sich aus Attribuierungen wie Wachsein und Traum, Humor und Metaphysik, Lebenskunst und Todeskunst, Tod und Lachen, Leben und Tod zusammensetzte (S. 176).

Im Ergebnis gelangt Johnston damit zu einer Rückständigkeitsthese, die besagt, dass niemand vor 1914 die Eigenart von Cis- und Transleithanien erfassen konnte

(S. 179) und dass die „verspätete Blüte dieser Kultur [...] zu einer – noch deutlicher wahrnehmbaren – Verspätung im Verständnis dieser Kultur“ führte (S. 180). Insgesamt ergibt sich aus der Analyse der unterschiedlichen intellektuellen Konzepte ein Bild Habsburgs als „Arena des innovativen Denkens“ (S. 252) zwischen ginde-lystischem, transkulturellem Ideal und ethnischem Dauerkonflikt (S. 255), das gleichwohl erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg in das allgemeine Bewusstsein gelangen konnte.

Bei den wegweisenden Themen im zweiten Teil setzt sich Johnston mit den intellektuellen Beziehungen zwischen der Doppelmonarchie und Russland im Kontext der Hypothese eines West-Ost-Gefälles auseinander, das allerdings durch die marginozentrischen Regionen nicht auf Habsburg übertragen werden könne.

Johnston wendet sich ferner der Psychoanalyse im Austausch zwischen Österreich und Ungarn zu, setzt sich mit der Problematik der Unklassifizierbarkeit schöpferischer Geister (z. B. Franz Kafka) auseinander, die auch durch das Desiderat eines (positiven) Selbstbildes bis 1914 erklärt werden kann (S. 229), und diskutiert negative Einschätzungen, also jene Positionen, die dem Konstrukt Habsburg ablehnend bis feindlich gegenüberstehen wie die von Endre Ady, Karl Kraus, Adolf Loos, Miroslav Krleža und Jaroslav Hašek bzw. die, wie Ernest Gellner, nicht nur keinen konstruktiven Austausch, sondern ausschließlich gegenseitige zerstörerische Rivalitäten erkennen (S. 268), die keine Hybridisierung, sondern nur antinomische Tendenzen konstatieren: urbane liberale Individualisierung und „Suche nach gewachsenen Wurzeln in einer bäuerlichen Vergangenheit nationalistischer Ideologie“ (S. 269). Dabei korreliere gerade das Fehlen einer systematisch negativen Kritik und Einstellung mit den nicht vorhandenen apologetischen Positionen vor 1914 (S. 252), woraus sich die Ambivalenz des Österreichischen insgesamt ergäbe. Der bezogen auf mögliche Identitätswürfe transethnische und bezogen auf Patriotismusangebote transnationale österreichische Mensch (S. 255) besitze eben als Antipoden den österreichischen Xenophoben (S. 264). Kultureller Austausch fungiere vor dieser Folie nur als Akzeptanz gegenseitiger Kontamination (S. 263).

William Johnston hat damit einen höchst verdienstvollen „Forschungsbericht“ vorgelegt, der nicht nur das Feld der Habsburgstudien fundiert vermisst, sondern in dem die unterschiedlichsten Ansätze konsequent systematisiert und somit weiterführender Forschung zur Verfügung gestellt werden.